

Nr. 285. Bromberg, den 11. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(19. Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Die Zeit schnurrt ab. Sie ist nicht zu halten, nicht zu halten.

Die neue Freiheit erfordert neue Kräfte, um sie zu sichern, erfordert Arbeit und immer wieder Arbeit. Dabei rinnt die Zeit vielleicht noch schneller dahin als sonst im gemächlichen Trab alter Tradition.

Was ist ein Jahr? Ein Atemzug nur im kreisenden Ablauf der Geschehnisse. Es weht eine neue Luft durch Preußen, eine neue Liebe zur Erde.

Adolf von Heyken hat die Uniform längst wieder an den Nagel gehängt. Er sitzt nun wirklich auf dem Repkowhof. Der ist gesund, oh, sehr gesund. Und ein Leben herrscht da, das ist gewiß nicht langweilig. Der Adolf-Wilhelm ist längst nicht mehr der einzige, er hat zwei Schwestern hinzubekommen. Und alle drei sorgen dafür, daß da des Frohsinns und der lärmvoll-lustigen Heiterkeit kein Ende ist.

Der alte Repkow und Frau Jutta sehen das Heranwachsen und haben ihre Freude dran. Sie finden, daß es eigentlich die beste Rolle im Leben ist, Großvater und Großmutter zu sein, zumal wenn man selber dabei noch recht rüstig auf den Beinen ist.

Es hat also so manche „großen Feiertage" im Leben der Annemarie von Heyken gegeben, bei denen sie „eine halbe Stunde lang" den Schrein der Erinnerung hat auftun können. Es tut ja längst nicht mehr weh — aber es ist immer eine schöne, einsame, stille und versunkene Stunde gewesen, und es werden noch so manche wiederkommen.

Es fliegt manch stummer Gedanken zwischen dem Repkowhof und der kleinen Stadt Dessau. Und er tut dem Glück des sicheren, festen Lebens der Landedelfrau von Heyken und ihres Mannes gewißlich keinen Abbruch!

*

Es ist kein großes Leben, das der Bibliothekarius Wilhelm Müller in Dessau führt. Ein Leben zwischen Büchern. Ein stilles, verträumtes, lautloses Leben. Nicht immer war es ja so lautlos und verträumt in all den Jahren. Es hat schon eine Weile gedauert, bis die Sehnsucht und die Unruhe in ihm sich langsam legte. Bis nach Italien hat ihn einmal diese dunkle Sehnsucht, die im tiefsten doch wohl nichts anderes als Sehnsucht nach Annemarie von Repkow war, getrieben gehabt. Hier im Süden, in der glühenden Buntheit eines fremden Landes, in der Farbigkeit neuer Landschaften und Erlebnisse, ist dann diese Sehnsucht still geworden.

Die Zeit dämpft und glättet so vieles.

Und die Zeit hält immer noch ein kleines Glück auch für den Enttäuschten bereit.

Auch für Wilhelm Müller steht dieses kleine Stück noch am Wege. Eine Frau, die ihn mit der Anmut ihrer Haltung wohl an Annemarie von Repkow erinnerte, wird ihm zu der verständnisvollen Kameradin, die sein Herz braucht, und bringt ihm eine frauliche Wärme ins Haus, die ihn vor der gänzlichen Vereinsamung bewahrt.

Und noch einmal wacht in ihm, selbst in dem kleinen, verschlagenen Dessau, die alte frische Fröhlichkeit und Leidenschaft des Herzens auf: Das ist, als in Griechenland Anno 1821 ein Freiheitskrieg ausbricht. Frei sein von dem türkischen Joch!

Da erinnert er sich der Jahre, als er selbst mit dem Schwert in der Hand für die Freiheit Preußens focht, und in brausenden Liedern tritt er nun für die Freiheit Griechenlands ein und erhofft aus der Ferne mit glühendem Herzen ihren Sieg.

Doch er kommt nicht mehr aus Dessau heraus, das stille, geruhige Leben hält ihn hier fest.

Aber es ist vielleicht doch nicht so lautlos, wie es aussieht, wenn es auch ohne große äußere Bewegung und Aufregung verläuft. Und die Dessauer kennen den jungen Bibliothekar recht gut, wenn er auch still und bescheiden durch die Straßen wandert und nicht viel Aufhebens von sich und den Liedern macht, die im Laufe der Jahre aus seinem stillen Dichterherzen geklungen und einfach in die Welt geflogen sind. Das ist — so scheint es — wie von selbst gekommen. Die Lieder müssen Flügel bekommen haben.

Da geschieht es zum Beispiel, daß eines Tages eine Schulklasse an dem Hause, in dem er wohnt, vorbeizieht, vornean der Herr Magister, und mit einem Male bleibt die ganze Korona stehen und der Magister hebt den schulmeisterlichen Zeigefinger, flötet mit gespitztem Mund ein paar Töne — und dann fällt die ganze Gesellschaft vergnügt ein:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß kein rechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!"

Der Bibliothekar ist ans Fenster getreten und blickt scheu hinunter. Draußen brennt ein Sommertag über die Dächer. Die Klasse will wohl ins Freie hinaus, es ist noch früher Vormittag, und da haben sie hier schnell Aufstellung genommen, um dem Verfasser des Liedes ein Ständchen zu bringen.

Ach, wie lange ist's her, daß ihm dieses Lied einmal einfiel? Ein paar zwanzig ist er gewesen, und mit einem fremden Wanderburschen zog er über die Landstraße, der Geliebten entgegen. Niemals wieder ist er so froh gewandert.

Es nützt nichts, er muß das Fenster öffnen und den Mädel und Jungen da unten freundlich zunicken.

Die schreien begeistert zu ihm hinauf, und der Magister zieht höflich den Hut. Das heißt: Einen Morgengruß dem Liederdichter Wilhelm Müller!

Und dann zieht die Klasse ab, und die kleinen Füße trippeln und trappeln über das Pflaster, und die frischen Stimmen singen lustig der grünen Welt entgegen:

„Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Ruh bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser!“

Wilhelm Müller steht noch lange am Fenster und lauscht auf die verklingenden Kinderstimmen. Ein mildes Lächeln ist über sein Gesicht gebreitet.

Und dann schließt er das Fenster, dann läßt er Dienst Dienst sein — und wandert auch aus der Stadt hinaus in den grünen Sommertag. Denn eigentlich ist er ja noch gar nicht alt, der Bibliothekar Müller. Er ist erst Ende der Zwanziger, dreißig bald. Auch wenn ihm manchmal ist, als wäre er viel älter. Das macht wohl das Stechen in der Brust, das ihn so oft plagt.

Ach, noch einmal wandern können so wie früher, wie das Jungvolk, das da eben vorbeigezogen ist. Wandern — bis zu einem märkischen Gutshof hin. Wieder unter einer altvertrauten Linde sitzen. Einen Brunnen tropfen hören.

Das wär' wohl Ruhe.

Aber es geht ja nicht mehr so mit dem Wandern. Es langt nur noch für Spaziergänge.

Werd' ich dich noch einmal wiedersehen, alte Linde? Alter Brunnen?

*

Und dann passiert beispielsweise auch das: Es kommt ein Brief. Von weither. Nämlich aus Wien. Und es steht kein geringerer Name als Unterschrift darunter als — Franz Schubert!

Da macht Wilhelm Müller einen tiefen Atemzug.

Der Schubert-Franzl? Der die schönen Lieder komponiert hat, die alle Welt so gern hört und deren Melodien immer und immer so wundervoll zu dem Text passen, den er sich ausgesucht hat?

Was schreibt der Schubert-Franzl?

O das ist ein sehr fröhlicher und freundlicher Brief! Er hätte schon so viele Verse des Bibliothekarius Müller gelesen, und sie wären mit das Liebenswerteste und Volkstümlichste, was ihm an solchen Liedern unter die Finger gekommen. Er spüre da eine beiderseitige Wesensverwandtschaft und habe große Lust, ja, ein unbändiges Verlangen, manche von diesen Texten zu vertonen. Was er, der Herr Bibliothekarius dazu meine? Ob er einverstanden damit sei? Und wenn er noch einige Lieder im Schreibtisch habe, so solle er sie ihm doch freundlichst zuschicken. Er habe einen Verlag an der Hand, der nicht schlecht bezahle, und Geld brauche man doch immer. „Net wahr, Herr Müller? Wie ich g'hört hab' sitzen S' ja auch net auf'm Geldsack. Na, das is bei mir nix Neues — ich hab' alleweil keine überflüssigen Dukaten im Sack gehabt. Aber dafür tragen wir ja die schöne Gotteswelt im Herzen, und da sind wir den andern immer noch um eine Nasenläng' voraus! Tut's stimmen? So wie Ihre Liedl'n sind, denk' i, so müssen S' ja auch selber sein. Also haben S' nix dagegen, verehrter Herr Müller, und schicken S' mir bald was, und da machen wir bei den Sachen, die ich schon im Aug' hab, halbpart.

Ich grüß Sie von Herzen mitten aus dem Wiener Wald heraus und bleib' mit den besten Wünschen für Ihr weiteres Schaffen

Ihr devoter
Franz Schubert.“

Ja, also auch so was kommt beispielsweise in dem stillen Leben des Wilhelm Müller vor.

Da setzt er sich dann hin und denkt eine ganze Weile nach. Ja, ja — der Schubert, der würde seinen Versen wohl erst den rechten Klang geben, sofern die Leute sich nicht schon selber ihre Melodie dazu gemacht haben. O nein, er wird nichts, aber gar nichts dagegen haben, wenn der Schubert-Franzl seine Melodien in die Verse gießt. Und etwas Besonderes soll er auch noch kriegen!

Da sitzt denn der Bibliothekar Müller eines Abends in seinem Zimmer bei offenem Fenster und die Abendsonne malt goldene Konturen um die Giebel und vor den Häusern sitzen die alten Leutchen und träumen in die Welt, Amseln flöten in den Vorgärten, Stare ziehen wie dunkelblaue, schillernde Boten der Freude durch die Luft.

Welt in Bunt, Welt in Gold, Welt in Traum!

Ach ja, in solchen sommerlich-verdämmernden Abendstunden ziehen Träume allüberall durch das Land.

Für Träume gibt es keine Entfernungen, keine Entsagungen, keine Zeit, Träume sind wie Zauber und Magie. Und aus solchem Traum heraus, der den Bibliothekar Müller über Zeit und Raum hinwegblicken läßt, gleitet seine Hand mit dem Bleistift nun über den Bogen, den er vor sich liegen hat, und Zeile reiht sich an Zeile. Bekenntnis einer nie erlöschenden Sehnsucht und unvergänglichen Treue:

„Ich schnitt es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verrät,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz, dein ist mein Herz,
Und soll es ewig, ewig bleiben!

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Star,
Bis daß er spräch' die Worte rein und klar,
Bis er sie singt mit seines Mundes Klang,
Aus meines Herzens heißem Überschwang,
Dann säng' er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz, dein ist mein Herz,
Und soll es ewig, ewig bleiben!“

Die Hand schreibt weiter — aber Wilhelm Müllers Augen sind halb geschlossen und das Gesicht Annemaries schwebt wie ein heller Schatten vor diesem versunkenen Blick. —

*

Am nächsten Tage schickt der Bibliothekar Müller noch einige seiner Lieder nach Wien, die noch nicht gedruckt sind, darunter dieses Sehnsuchtslied „Dein ist mein Herz“ und noch eines, das er lange in der Hand hält, als wolle er es doch nicht mit dazulegen. Vielleicht, daß es ihm kostbar erscheint, als daß auch nur ein Mensch außer ihm je diese Zeilen lesen dürfte.

Aber dann legt er doch eine Abschrift davon hinzu.

Über dem Lied steht: „Am Brunnen vor dem Tore ...“

Er ahnt nicht, daß gerade dieses Lied einmal ein ganzes Volk singen wird, über die Generationen hinweg, dieses Lied, das ihm in der schlimmsten Stunde seines Lebens einfiel — in der Stunde, da er seiner ersten Liebe entsagte.

Da wandern die Verse nun hin, nach Wien, dem Herzen Österreichs, und da liegen sie eines Tages in der Hand eines jungen, kaum dreißigjährigen Menschen, der Franzl Schubert heißt und dem die Melodien aus der Fülle eines sehnsüchtigen Herzens quellen wie nur je einem begnadeten Musikanten.

Sein weiches, verträumtes Gesicht, dem die Brille auf der Nase einen fast gelehrten Ausdruck gibt, ist über die Texte geneigt. Ganz versunken ist er.

Es ist ein einfaches, schmuckloses Zimmer, in dem er sitzt, wahrhaftig nicht besser und „schöner“ als das vom Wilhelm Müller in Dessau. Lorbeeren und Ruhm sind eben immer leichter zu erwerben als Geld. Aber das Klavier in diesem Zimmer ist dennoch ein Prachtstück.

Von den Höhen des grünen Wiener Waldes weht die weiche Luft zärtlich durch die geöffneten Fenster.

O — das hier — „Dein ist mein Herz“ — das ist gut! Da ist Sehnsucht und Jubel zugleich drin, und mag es auch nur der Jubel einer Liebe sein, die gewesen ist. Aber das weiß ja der Schubert-Franzl nicht. Da müßte man doch gleich ans Klavier und — aber nein, da sind nun die andern Verse noch. „Am Brunnen vor dem Tore . . .“

Und da verlischt das Lächeln Schuberts, da wird sein Gesicht ganz ernst und gesammelt und klar.

Er steht mit einem Ruck auf. Er atmet ein paarmal hastig. Was muß dieser Wilhelm Müller für ein Kerl sein! denkt er. So einfache Worte — und doch erschüttern sie einem die Seele.

Mit einemmal sitzt er am Klavier.

Das Blatt mit den Versen liegt neben ihm. Noch einmal streift er die Zeilen mit einem langen, nachdenklichen Blick, dann gleiten seine Hände in einer sanften und zärtlichen Art über die Tasten. Seine Lippen bewegen sich — leise singt er die Worte mit, während all seine Sinne auf die Melodie lauschen, die unter seinen Künstlerhänden hervorquillt.

Draußen auf der Gasse bleiben ein paar Leute stehen, lächeln und sehen zu den Fenstern hinauf.

„Der Schubert-Franzl spielt", sagt jemand. „Das scheint ja grad' was Neues zu sein —?"

Und sie hören noch eine Weile zu und gehen dann mit versonnenen Augen weiter.

Der Schubert-Franz hat aufgehört zu spielen. Er lauscht noch ein wenig dem letzten, eben verklungenen Ton nach, der durch das Fenster hinausfliegt und den der Wind mitnimmt zu den grünen Höhen des Waldes. Dann greift er hastig nach dem bereitliegenden Notenpapier und dem Federkiel.

Glückselige Schöpferfreude glänzt in seinem Gesicht, dem mancherlei Entbehrungen schon ihre harten Linien um Mund und Nase eingeprägt haben. Oha — Wilhelm Müller, die Melodie wird grad die richtige für deine Verse sein.

*

Und die Zeit schnurrt weiter ab.

Es geht dem Bibliothekar Müller nicht gut. Er ist oft bettlägerig, es hat sich ausgewandert. Felder und Wiesen und Quellen und Wolken und singende Vögel — das alles kann er nur noch träumen. Bücherstaub ist nicht gut, wenn man sonst schon nicht mehr ganz fest auf den Beinen ist.

Er liegt oft sehr still im Bett und horcht auf das matte Herzschlagen und denkt: „Nicht lange mehr, Wilhelm, dann find'st du deine Ruh'."

Er denkt das ganz ohne Schmerz oder gar Verzweiflung. Dieser Gedanke: Dann find'st du deine Ruh' — macht ihn beinahe glücklich. Und wenn er die Augen dabei schließt, kann er hören, wie ein Brunnen tropft und ein Baum raschelt mit seinem Laub, und es wacht ein großes Geheimnis in dem Krankenzimmer auf. —

(Schluß folgt.)

Nur eine Anfängerin ...

Kriminalskizze von H. R. Eckert.

Mit nervösen Bewegungen schritt das kleine, schüchterne Ding von Ladentisch zu Ladentisch. Es herrschte Hochbetrieb im Kaufhause Brazil & Co. in Antwerpen, und niemand schien auf das schlanke, junge Mädchen zu achten. Scharfe Beobachter hätten entdeckt, daß ihre Handtasche offen stand — aber scharfe Beobachter waren eben nicht im Hause. Oder etwa doch?

Auf jeden Fall zuckte das Mädchen ängstlich zusammen, als es aus dem Seitenausgang herauskam und sich ihr plötzlich eine große, ziemlich massiv gebaute Dame in den Weg stellte.

„Einen Augenblick, Fräulein!" sagte sie und legte ihre breite Hand auf den Arm des verschüchterten Mädchens. „Ich muß Sie bitten, mir noch einmal in das Kaufhaus zu folgen. Sie wissen doch, warum?"

„Ich — ich bin mir nicht bewußt..." stotterte das junge Ding und ließ den Blick hilflos in die Runde flattern. In diesem Augenblick tauchte ein Schutzmann auf, warf den beiden Frauen einen kurzen Blick zu und patrouillierte langsam weiter.

„Nun — soll ich ihn etwa zurückrufen?" fragte die massive Dame mit gedämpfter Stimme, „oder wollen Sie mir lieber freiwillig folgen?"

„Ich kann nicht!" stöhnte das junge Mädchen und rang verzweifelt die Hände.

„So etwas muß man sich vorher überlegen", meinte die Dame mit harter Stimme, „Sie scheinen mir alt genug, um zu wissen, was Sie tun dürfen. Wie alt sind Sie denn?"

„21 Jahre!" hauchte das Mädchen.

„Du lieber Himmel, noch so jung?" meinte die energische Dame. „Sie scheinen eine Anfängerin zu sein, wie?"

„Ja!" stammelte das Mädchen.

„Das sieht man Ihnen schon an der Nasenspitze an", bemerkte die Dame dazu. „Kommen Sie mal mit mir in den Hausflur dort und zeigen Sie mir, was Sie alles in Ihrer Handtasche haben! Als Privatdetektivin des Hauses darf ich zwar an sich keine falsche Rücksicht kennen — aber wir wollen erst einmal sehen, was mit Ihnen los ist. Öffnen Sie!"

Im dunklen Hausflur, dessen vorderer Teil nur durch das schwache Nachmittagslicht von der Straße erhellt wurde, holte das junge Ding einen Gegenstand nach dem anderen aus der Handtasche. „Das ist ja wirklich niedlich!" rief die energische Dame aus. „Sie scheinen ja das halbe Kaufhaus ausgeräumt zu haben. Puderdose aus Silber... einen goldenen Armreif... eine Schweizer Taschenuhr... zwei Ringe mit künstlichen Edelsteinen — zwar nicht allzu teuer, aber auch nicht gerade billig! Was soll ich jetzt mit Ihnen machen?"

„O, bitte, nicht festnehmen!" jammerte das junge Ding und kramte verzweiflungsvoll nach einem Taschentuch.

„Meinetwegen, aber Sie müssen mir fest versprechen, sich nie wieder in unserem Kaufhause sehen zu lassen. Nie wieder! Verstehen Sie das?"

„Ich gelobe es Ihnen", sagte das Mädchen und fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen. „Sie können sich fest auf mich verlassen! Es war doch auch zum ersten Male heute."

Einige Augenblicke schien die massive Dame zu schwanken. „Ich weiß nicht, ob ich nicht doch lieber den Schutzmann rufe . . .", murmelte sie, aber dann beschloß sie nach einem nochmaligen Blick auf das junge eingeschüchterte Ding anders, steckte die Gegenstände in ihre eigene Handtasche und sagte: „Also gut! Ich will noch einmal einen Versuch mit Ihnen machen und die Sachen heute abend unbemerkt zurücklegen, so daß Sie diesmal mit einem blauen Auge davonkommen. Geben Sie mir auch die Taschenuhr, die Sie da in der Hand haben!"

Das Mädchen reichte der energischen Dame alles, was es „mitgenommen" hatte. „Nichts mehr verheimlicht?" fragte die Dame und musterte die Ertappte mit durchbohrendem Blick.

„Nein — nichts, gar nichts!" stammelte das junge Ding.

„Das wollte ich Ihnen auch geraten haben, Sie krasse Anfängerin!" stieß die Frau hervor, „Sie sind tatsächlich genau so dumm wie alle anderen, die ich bisher erwischt habe."

„Welche anderen?" entfuhr es dem Mädchen, das die Augen weit aufriß.

„Dumme Frage! Glauben Sie, daß Sie die einzige sind, der ich den Kram abnehme? Das ist doch mein Trick! Glauben Sie, daß eine so große und korpulente Frau wie ich unbemerkt im Kaufhaus räubern könnte? Nein, ich schnappe mir gewisse „Kundinnen" von Ihrer Sorte . . . Na, dann also vergnügten Nachmittag, Sie Anfängerin!" rief die energische Dame höhnisch und wollte mit diesen Worten gerade aus dem Hausflur treten, als urplötzlich ein schwarzer Schatten auftauchte: der Uniformierte von vorhin!

Im selben Augenblick sah die Dame auch, wie das junge Mädchen eine unbestimmte Bewegung machte, die der Schutzmann leider sofort bemerkte.

„Sind Sie verrückt?" zischte sie. „Wollen Sie sich ins eigene Unglück stürzen?"

Aber es war schon zu spät! „Bitte, folgen Sie mir zur Wache!" forderte der Schutzmann die massive Dame auf.

„Nun gut — aber dann will ich nicht allein die Dumme sein!" schrie die Frau. „Dann soll das freche junge Ding da, über das ich Ihnen allerlei erzählen kann, auch mit zur Wache kommen. Das verlange ich!"

„Aber das brauchen Sie doch gar nicht zu verlangen", beruhigte sie der Schutzmann, „die Dame kommt doch sowieso mit. Als Hauptbelastungszeugin ist sie unentbehrlich."

„Hauptbelastungszeugin?" stotterte die Dicke fassungslos.

„Gewiß", nickte das harmlose junge Ding munter, „verzeihen Sie, daß ich erst jetzt dazu komme, mich Ihnen vorzustellen: ich bin nämlich die neue Privatdetektivin des Kaufhauses Brazil & Co.! Seit vier Tagen suche ich Sie schon zu überführen; nun ja, fürs erste kann man wohl nicht mehr verlangen von einer — Anfängerin, nicht wahr? — — —"

Im Schatten des Lügenbarons.

Wird Münchhausen einen Nachfolger finden? — Gefrorenes Licht, luftreisender Hammer und anderes Seemannsgarn.

Von Wenzel Ortlepp.

Abseits vom Weltgetriebe träumt auf stiller Weserinsel Preußens kleinste Stadt, Bodenwerder, der guten alten Zeit nach. Von Sonnenaufgang her nicken und rauschen die Wipfel des Voglers, des wunderschönen Gebirgswaldes, in dem einst Heinrich der Finkler den gefiederten Sängern nachstellte. Und vom anderen Ufer blickt aus dem Schatten der Bäume die Muschelgrotte des berühmten Lügenbarons, des Freiherrn von Münchhausen. Es sind nicht viele Deutsche, die hier dem Andenken des geistvollen Mannes eine stille Andachtsstunde widmen. Um so mehr bemüht man sich in aller Welt, das Beispiel des berühmten Aufschneiders nachzuahmen.

Da gibt sich neuerdings drüben in dem Lande, das man einst den „Wilden Westen" und später den „Goldenen Westen" nannte, das Städtchen Burlington besondere Mühe, einen oder gar mehrere Nachfolger des deutschen Lügenbarons heranzuzüchten. Und ein kleiner Kreis tatkräftiger Männer hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, durch nationale Preiskämpfe den genialsten Aufschneider des Landes zu ermitteln. Zu Beginn jeden Jahres werden diese eigenartigen poetischen Olympiaden veranstaltet, und die wackeren Leute berichten mit Stolz, daß die Zahl der Einsendungen am letzten Neujahrstage nicht weniger als 2500 betragen habe. Aus Nordamerika, aus Kanada und Kuba meldeten sich Zeitgenossen, die es dem seligen Münchhausen gleichzutun oder doch ihm nachzueifern bestrebt sind.

Es sind begreiflicherweise höchst wunderbare Geschichten, von denen diese Einsender zu berichten wissen. Da erzählt zum Beispiel ein Seemann, auf welch seltsame Art er sein Schiff vor der Strandung bewahrt habe. „Es tobte ein fürchterlicher Sturm", so schnitt diese Wasserratte auf. „Da befahl der Kapitän, den Anker auszuwerfen. Das Eisen rasselte über die Reling. Aber der Anker sank nicht in die Tiefe. Der Wind riß so stark an der Kette, daß sie auf der Oberfläche des Wassers schweben blieb. Die Dampfkraft der Ankerwinde versagte den Dienst. Es war unmöglich, die Kette wieder einzuziehen. Da ermannte ich mich denn. Von Bord aus marschierte ich auf der Kette über das tobende Meer. Ich erwischte glücklich den Anker, schulterte ihn und kehrte damit auf das Schiff zurück. Da waren Fahrzeug und Besatzung gerettet!"

Überhaupt, was man so von der Wut der Elemente berichtet! Da hatte in einer Nacht eine geradezu barbarische Kälte geherrscht. Herr Kitchener fuhr in seinem Kraftwagen nach Hause. „Es fror infernalisch. Ab und zu standen Wagen an der Straße, in denen das Wasser des Kühlers zu Eis geworden war. Ich konnte zunächst über derlei Mißgeschick nicht klagen. Aber im letzten Augenblick, als ich gerade in meine Garage einbiegen wollte, versagte das Auto urplötzlich den Dienst. Ich fuhr einige Male rückwärts und versuchte es wiederholt, vorwärts zu kommen. Immer vergebens. Der Wagen blieb stets an derselben Stelle stehen. Schließlich sah ich mich genötigt, auszusteigen und die Sachlage näher zu untersuchen. Und da entdeckte ich denn das Unglaubliche: Die Strahlen meiner Scheinwerfer waren zu dauerhaften Balken gefroren und stießen gegen die Tür meiner Garage. Ist es ein Wunder, wenn man unter diesen Umständen nicht vorwärts kommt?"

Überaus zeitgemäß ist auch das Erlebnis, das ein Mann aus Detroit zu berichten weiß. Der war im 98. Stockwerk des Empire-Staatenhauses beschäftigt. Zehn Minuten vor Feierabend widerfuhr dem Erzähler das Mißgeschick, daß er seinen Hammer fallen ließ. „Ich konnte ihn trotz eifrigsten Suchens nicht wiederfinden. Sicher war er über den Rand in die Tiefe gesaust. Schließlich gab ich es auf und ging nach Hause. Das geschah am frühen Nachmittag eines Samstags. Am darauffolgenden Montag fand ich mich wieder dort ein. Aber in demselben Augenblick, als ich vor dem Portal des Empire-Staatenhauses anlangte, traf mich plötzlich aus der Höhe ein Hammer, mein Hammer, den ich am Samstag verloren hatte. Natürlich wurde ich durch die Wucht des Anpralls auf der Stelle getötet . . ."

Muß da nicht selbst der alte Münchhausen vor Neid erblassen?

 **Bunte Chronik** 

Ein Hemd kostet eine Viertelmillion.

In Australien hat sich der gewiß recht eigenartige Fall ereignet, daß ein einziges Hemd einen Kostenaufwand von einer Viertelmillion Mark verursachte. Da hatte sich ein Arzt ein solches Bekleidungsstück gekauft, war aber ganz und gar nicht damit zufrieden. Ausgerechnet die Manschetten reizten seine Haut. Und schließlich glaubte er durch eingehende Untersuchungen den Grund ermittelt zu haben. Nichts anderes als eine mangelhafte chemische Beschaffenheit, irgend eine beizende Säure mußte der Erreger des körperlichen Unbehagens sein. Der Arzt wandte sich an die Hersteller des Gewandes. Aber die schüttelten ihn ab. „Das ist doch nicht das erste Hemd, das wir verkaufen, mein Herr. — Ich bitte Sie! Unsere Firma hat bis heute, in diesen sechs Jahren nicht weniger als 4 737 600 Hemden angefertigt. Alle Welt ist damit zufrieden. Und Sie wollen meckern?" Sie waren ihrer Sache ganz sicher. Aber der Mediziner ließ sich nicht verblüffen. Er klagte. Er ging bis vor die höchste Instanz des Reiches, und diese sprach das letzte Wort zu seinen Gunsten. Nun müssen die Hersteller des Hemdes auch die riesigen Kosten tragen. Die erreichten eine Viertelmillion . . .

*

Unterhaltung unter Wasser.

Interessante Versuche über die Reichweite der menschlichen Stimme haben gezeigt, daß in arktischen Gebieten die Stimme leichter und weiter getragen wird als in unseren Zonen. Der Polarforscher Leutnant Forster zum Beispiel berichtete, daß er sich in der Arktis ohne Schwierigkeit noch mit einem Gefährten unterhalten konnte, der gut zwei Kilometer von ihm entfernt stand. Dem gegenüber stehen andere Versuche, die sich auf die Reichweite des Schalles der menschlichen Stimme unter Wasser erstreckten. Solche Versuche wurden am Genfer See vorgenommen. Man hat dabei festgestellt, daß die Sprache eines Menschen, deren Schall unter dem Wasser weitergeleitet wurde, noch in einer Entfernung von 14 Kilometern einwandfrei zu hören war.

 **Lustige Ecke** 

Verhör.

„Warum waren Sie drei Jahre im Gefängnis?"

„Man hat mich nicht früher herausgelassen, Herr Polizeidirektor!"

*



„Ich kann eigentlich nicht finden, daß es mit diesem kleinen; dummen Apparat bequemer ist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.